

ken. Noch führen die verfeindeten Truppen nur Scheingefechte. Man mag sich den Krieg nicht vorstellen, der eines Tages zwischen ihnen losbrechen wird. Hundertprozentig biografisch sollte sein erster Roman nicht werden, sagt der Autor. Und so nennt er seinen Helden im Buch nicht Cihan, sondern Kemal. Doch das Reizvolle an seinen Erzählungen sind tatsächlich die eigenen Erlebnisse: »Bei« Heilbronn geboren, wie es über ihn im Internet heißt, wird der Teenager Cihan offenbar während eines Türkeiurlaubs von einheimischen Fußball-Scouts entdeckt und nach längerem Hin und Her für Gaziantep Spor in der »Super Lig« verpflichtet. Er tauscht das Schwäbische Unterland mit Gaziantep, einer Millionenstadt im Südosten Anadolien. Vorübergehend wird er dort zum vermögenden Fußballstar, mit einem schnellen Auto und hohen Gagen gepampert. Doch das Auto wird ihm zum Verhängnis. Auf Drängen eines ehrgeizigen Mannschaftskameraden lässt er sich auf ein illegales Autorennen ein, verunglückt und kommt invalide ins Unterland und zu seinen Eltern zurück. Ohne abgeschlossene Ausbildung streift er, anfangs ideenlos, orientierungslos, heimatlos als »Slum-Dog« durchs zwielichtige Heilbronner »Hawaii«.

Herausgekommen ist ein Adoleszenz-Roman. Literarisch und offenbar auch in der Realität spielt er zwischen den Welten. Im »echten« Leben hat sich die Sache gut entwickelt. Cihan Acar hat in Heidelberg ein Studium der Jurisprudenz erfolgreich hinter sich gebracht und womöglich eine erfolgreiche Karriere als Schriftsteller vor sich. Bei der Lesung im Rahmen der Thaddäus-Troll-Preis-Verleihung machte er in jeder Hinsicht, nicht nur rhetorisch, eine Bella Figura. Der 36-Jährige erinnert an seinen Preisvorgänger Kai Wieland, der 2018 in seinem Roman *Amerika* mit Beobachtungen aus der schwäbischen Provinz und Reflexionen zur jüngeren deutschen Geschichte gegläntzt hat. Insofern darf man die Jury zu ihrer erfolgreichen Arbeit als Literatur-Entdecker beglückwünschen. Bei der Preisverleihung durch den Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg deutete sich übrigens eine Namensänderung des seit 1981 ver-

liehenen Troll-Preises an. Spätestens in der Troll-Biografie des Journalisten Jörg Bischoff hat man Bekanntschaft mit jenem Hans Bayer gemacht, der sich in den 1940er-Jahren als Kriegsberichterstatter aus Polen in Wort und Bild meldete. Das letzte Wort über eine Preisumbenennung ist noch nicht gesprochen, aber die Debatte ist eröffnet.

Übrigens: auch wenn aus Cihan Acar kein ganz großer Fußballstar geworden ist, so ist er doch dem Ball treu geblieben. Bis vor kurzem hat er noch für die Spvgg Oedheim gekickt. Nicht in der »Super Lig«, sondern in der Kreisliga. Aber an seiner Fußball-Expertise ist nicht zu deuteln: Bei der Troll-Preis-Verleihung nach dem kommenden Fußballweltmeister der WM 2022 gefragt, lag er mit Messi und seiner Mannschaft Argentinien goldrichtig.

Reinhold Fülle



Harald Jähner

**Höhenrausch.**

**Das kurze Leben zwischen den Kriegen**

Rowohlt Verlag Berlin 2022. 560 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden 28,- €. ISBN 978-3-7371-0081-6

Geschichte wiederholt sich bekanntermaßen nicht. Aber ihre Muster und Strukturen blitzen manchmal als Déjà-vu auf. Der Journalist Harald Jähner hat das kurze Leben zwischen den beiden Weltkriegen in einem umfangreichen Buch dokumentiert und dabei alle Lebensbereiche erfasst. Auch wenn der Schwerpunkt seiner Betrachtung auf der Hauptstadt Berlin liegt, liefert das Buch

doch allgemeingültige Einsichten in eine atemlose Zeit, in der vieles mit dem Adjektiv »neu« versehen wurde: Das neue Bauen, die neue Frau, ja sogar neues Denken. Das beginnt schon im Vorwort, das als »Das neue Leben« überschrieben ist.

Der Autor sortiert seine Betrachtungen in Kapiteln, die nicht unbedingt chronologisch daherkommen und setzt rückwirkend eine Epoche ins Bild, die nur drei Jahre länger dauerte als der ihm folgende Blutausch des »Dritten Reichs«. Doch hat diese Zeit zwischen den zwei Kriegen Kräfte in allen Bereichen freigesetzt, auf die sich die heutige Gesellschaft in Teilen wieder beruft.

Welche Buchseite man auch aufschlägt: Déjà-vus haufenweise: Etwa in Kapitel 8, in dem es um Selbstoptimierung geht, Freizeit und Körper stehen im Mittelpunkt. Neunundzwanzig Jahre alt ist eine erfolglose Tänzerin und *Actreuse* namens Leni Riefenstahl, als sie 1931 beschließt, erfolgreichen Bergfilmern wie Louis Trenker und Sepp Allgeier Konkurrenz zu machen. Mit geborgtem Geld dreht sie im Hochgebirge den Film »Das blaue Licht« und erhält 1932 auf den Filmfestspielen in Cannes den zweiten Preis. Aufstieg und Triumph der Riefenstahl liest sich im Buch als hoch interessante Story. In ihr wird klar, wie diese »Selfmade-Frau« im Dritten Reich durch ihre ästhetischen Menschenporträts zu dem werden konnte, was sie wurde. Das ist mit vielen Informationen auf den Punkt gebracht. Auch im Kapitel 9, überschrieben mit »Zwischen Frau und Mann – Geschlechterzweifel« fluten die Déjà-vues nur so an. Es geht nicht nur um den Bubikopf, sondern um Sexualmoral und Transgender-Identitäten, um die Aufhebung einer bipolaren Erotik, die »Berlins drittes Geschlecht« hervorbringt, wie ein Buchtitel des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld insinuierte. Wer sich heute in die aktuelle Genderdebatte einmischte, sollte einmal den Blick hundert Jahre zurückwerfen. Die Terminologie der heutigen LGBT+-Community wurde damals geschrieben. Nicht einmal der Terminus der polaren Geschlechterkonstruktion sei in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unbekannt gewesen, schreibt Harald Jähner. Rund

hundert Lokale für homosexuelle Männer und etwa dreißig für lesbische Frauen machten damals Berlin zum mondialen queeren Pol. Der Tänzer Sebastian Droste aalte sich mit seiner Partnerin Anita Berber nackt vor Publikum. Androgynie war schick, Zwischenstufen zwischen Mann und Frau nicht ungewöhnlich: »Riesige Männer mit Brüsten wie Frauen und weiblichen Gesichtern« werden beschrieben.

Gleichzeitig steht die Zeit zwischen den Kriegen auch für berufliche Emanzipation: Frauen in der Metzgerschürze, Frauen als Boxerinnen, Frauen in allen Männerdomänen. Das führte zu Klagen, wie die des Journalisten Axel Eggebrecht, der damals schrieb, man wisse gar nicht mehr, was einen erwarte, wenn man ein Gespräch mit einer Frau begänne. Jeder Flirt gleiche einem Himmelfahrtskommando mit unabsehbarem Ausgang, weil die sogenannte Emanzipation die Frauen unberechenbar gemacht hätte. (Voila). In einem anderen Kapitel lässt der Autor uns an der Arbeit der »Fräuleins vom Amt« teilhaben. Das Aufkommen des Fernsprechers und die Vermittlung von Gesprächen zwischen den Teilnehmern liest sich höchst unterhaltsam. Man ist amüsiert angesichts der heutigen Kommunikationsmöglichkeiten.

Natürlich beschäftigt sich Jähner auch mit der Politikgeschichte jener Zeit und ist überrascht, wie viele Menschen sich 1925 mit Herz und Verstand zur Demokratie bekannten. Er macht das anschaulich an den Trauerfeierlichkeiten für den toten Reichspräsidenten Friedrich Ebert, der nach seinem Tod in Potsdam aufgebahrt und in einer feierlichen Prozession durch das trauergeschmückte Berlin gefahren wurde, ehe er mit mehreren Zwischenstopps, Feiern und Ansprachen in einem Sonderzug zum Geburtsort Heidelberg gebracht wurde, wo er schließlich auf dem Bergfriedhof seine letzte Ruhe in einem Ehrengrab gefunden hat. Jähner beendet den Höhenrausch im 14. Kapitel, in dem sich Jubel mit Terror vermischt. Seine lapidare Bemerkung: »Die Demokratie schafft sich ab!« Diesem Kapitel wünscht man alles andere als ein Déjà-vu. Doch angesichts vieler Parallelen zur heutigen Zeit darf man als Leser

durchaus nachdenklich werden. Insofern hat Harald Jähner mehr als ein »Geschichtsbuch« geschrieben. Die Signale sind für jeden, der sie verstehen will, klar verständlich. Menschen mit müden Augen werden möglicherweise die Information schätzen, dass es zum gedruckten Buch auch ein Hörbuch gibt. Erschienen bei argon hörbuch. Gelesen von Frank Arnold bietet es auf 2 MP3-CDs eine ungekürzte Fassung, ca. 15 Stunden.

*Reinhold Fülle*



#### **Die Werkbundsiedlung am Weißenhof. Vom Neuen Sitzen und Gestalten**

Eine Publikation des Deutschen Werkbunds Baden-Württemberg.  
Hrsg. von der Stadtgruppe Stuttgart.  
avedition Stuttgart 2022. 110 Seiten mit  
120 Abbildungen, Broschur 24,- €. ISBN 978-3-89986-386-4

Mehr als Stehen, Laufen oder Liegen ist das Sitzen eine menschliche Grundhaltung, über die es länger nachzudenken lohnt, mindestens, wenn dazu Möbel benutzt werden. Und nicht selten wirken Sitzgelegenheiten eher wie solitäre Objekte, wie Ergebnisse ambitionierten kreativen Schaffens, nicht um schlicht den Körper zu entlasten. Wobei diese Funktion für den niederländischen Designer und Architekten Mart Stam zentral war, als er für seine schwangere Frau einen Stuhl aus Gasrohren zusammenschraubte und ein Holzbrett auflegte: So soll laut einer legendären Geschichte der »Freischwinger« in die Welt gekommen sein. Das war im November 1926, als Le Corbusier, Mies van der Rohe und Mart Stam sich über die Möblierung der gerade im Bau befindlichen Werkbundsiedlung am Weißenhof unterhielten. Bei der

Eröffnung der Ausstellung im Jahr darauf waren tatsächlich in zwei Wohnungen, denen von Mart Stam und Mies van der Rohe, Stühle ohne Hinterbeine zu bestaunen, die sich freilich optisch und in ihrer Bequemlichkeit stark unterschieden. Woher die Inspiration letztlich kam – ob von Auto- oder Flugzeugsitzen oder von neuen technischen Möglichkeiten auskragender Konstruktion oder ob es einfach in der Luft lag – kann kaum mehr geklärt werden. Erste Stühle mit zwei Beinen aus Sperrholz hatten die Brüder Heinz und Bodo Rasch bereits 1926 gebaut, ein ähnliches Modell gehörte dann auch zur Ausstattung von Peter Behrens. Und schon Ende 1925 war auf einer Ausstellung von Bauhaus-Arbeiten in der Kunsthalle Dessau der Prototyp des späteren Wassily-Fauteuils, damals Clubsessel genannt (entworfen von Marcel Breuer), zu sehen gewesen. In einer von Stuttgart ausgehenden Wanderausstellung »Der Stuhl« wurden ab 1928 mehrere Stahlrohrstühle präsentiert, ebenso in den beiden gleichnamigen Büchern von Adolf G. Schneck und den Brüdern Rasch.

Wie die Geschichte von den Stühlen beziehungsweise »Vom Neuen Sitzen und Gestalten« weitergeht, wie die Hersteller (später Thonet und Knoll) mit dem Erbe umgehen, wie die Klassiker sich veränderten und natürlich, in welchem zeit- und kulturhistorischen Kontext sich die ganze Entwicklung bewegt, das alles kann man nachlesen. Sie bildet das Zentrum der zweiten Publikation der Reihe »Weißenhofhefte« (nach dem ersten mit dem Titel »100 Jahre zeitnah«), in dessen quadratischen etwas über hundert Seiten freilich noch vieles andere Platz gefunden hat. Finden musste, denn die zahllosen Informationen (parallel in Text, Anmerkungen und Bildunterschriften) samt der Fülle an Abbildungen auf zu engem Raum erschweren leider die Lesbarkeit und mindern, bei aller Bewunderung für die ambitionierte Gestaltung, ein wenig die Freude an der Lektüre.

Gleichwohl: Zu entdecken oder wieder zu entdecken sind zudem Richard Herre als Mann der ersten Stunde der Werkbundausstellung, der nicht selber bauen, aber Max Tauts Einfamilienhaus beispielhaft